

editio

Sonderdruck

ISBN 3-484-60471-9

Internationales Jahrbuch
für Editionswissenschaft

International Yearbook
of Scholarly Editing

Revue Internationale
des Sciences de l'Édition Critique

19/2005

Herausgegeben von
Bodo Plachta und
Winfried Woesler

Niemeyer

das gleichzeitig Arbeitsskizzen aufnimmt), Schreibmappe und verschiedenen Formen des Notizbuchs sowie Überlegungen zur prinzipiellen Unabschließbarkeit literarischen Schreibens (S. 221–258). Besonders die dann folgenden drei Fallstudien brillieren durch Anschaulichkeit. Fasziniert folgt man Hay in die Schreibwerkstatt Christa Wolfs, André Gides und Heinrich Heines (S. 267–330). Die 33 Ansätze Wolfs zum Anfang von *Kindheitsmuster* erweisen sich als schmerzvolle Abfolge des Vorankommens, Stockens, Annulierens, Reaktivierens, Neuansetzens – bis Wolf in „Muster“ auch das Prinzip des versuchsweisen Schreibens findet, das den Schreibprozeß endlich in Gang setzt. Am Manuskript zu Gides *Journal des Faux-Monnayeurs* versucht Hay im Kontrast zur Druckfassung minutiös zu beweisen, daß es sich hier um ein authentisches, nicht wesentlich überarbeitetes oder fikionalisiertes „Journal“ handle. Da der Roman *Les Faux-Monnayeurs* seinerseits (auch) ein Roman über das Schreiben ist und da das Manuskript dazu 2001 wieder aufgetaucht ist (vgl. Fußnote S. 287), wäre eine Erweiterung dieser Fallstudie durch Hay für die Zukunft wünschenswert. Am „Fall Heine“ zeigt Hay die Problematik der Handschriftenüberlieferung auf und die Kapitulation der beiden Heine-Editionen (Heine-Säkularausgabe, 1970ff.; Düsseldorfer Heine-Ausgabe, 1973–1997) vor Aufzeichnungen, die keinem Werkkomplex zuzurechnen sind. Entsprechend dem antiteleologischen Ansatz der *«critique génétique»* löst sich Hay von dieser Perspektive, nimmt diese Aufzeichnungen als Zeugen eines offenen Schreibprozesses und entwirft eine Typologie von Notizen als bloßer Gedächtnishilfe sowie Skizze und Entwurf, die auf mögliche (nicht zwingende) Textualisierung zielen.

In *Pratiques* werden neuere empirische Methoden zur Datierung und Identifizierung von Schreibmaterial und Papiersorten sowie zur Identifizierung eines Schreibers qua spezifischer Handschriftenmerkmale vorgestellt. Hier wie auch bei der Vorstellung unterschiedlicher textgenetischer Editionstypen und Transkriptionsverfahren macht Hay deutlich, in welchem Ausmaß sämtliche Verfahren von der Digitalisierung profitieren, welche Konsequenzen diese aber auch für das Schreiben heutiger Autoren und damit für künftige Aufgaben der *«critique génétique»* hat. In seinem Abschlußkapitel 2000 (S. 393–409) skizziert er daher einmal deren Zukunftsperspektiven, kritisiert andererseits aber, was sie bedroht: die Tendenz gegenwärtiger Gesellschaften, erschreckend wenig in die Erforschung ihrer (Kultur-)Geschichte, in die Erhaltung und Deutung ihrer Zeugnisse zu investieren. Er hat Recht – leider.

Für Einsteiger in die *«critique génétique»* ist das vorliegende Buch wegen seines Detailreichtums und den Redundanzen in der ersten Hälfte wenig praktikabel; für Fortgeschrittene dagegen ist es eine Fundgrube und eine überaus bereichernde Lektüre.

Anke Bosse

„Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum“. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte. Hrsg. von Martin Stingelin in Zusammenarbeit mit Davide Giuriato und Sandro Zanetti. München: Wilhelm Fink 2004 (Zur Genealogie des Schreibens. 1), 269 S.

Seit den späten 1950er Jahren lagen mit den Modellen von Friedrich Beißner und Hans Zeller nicht nur zwei differente Darstellungsweisen der Textgenese vor, sondern durch die nachfolgende intensive Diskussion hat sich die Textgenese zu einem zentralen Aufgabengebiet der Editionsphilologie entwickelt. Die adäquate editorische Präsentation insbesondere

der handschriftlichen Überlieferung hat im letzten halben Jahrhundert sowohl verschiedene Ausdifferenzierungen der Grundmodelle für die Variantenverzeichnung hervorgebracht als auch überhaupt einer diffizileren Betrachtung des Textbegriffs den Weg geebnet. Insofern der Text nun auch als ein dynamischer, als ein Prozeß begriffen wurde, also insbesondere die Handschriften nicht allein als Repräsentanten von Werkfassungen, sondern auch als Ausdruck der Prozessualität der Textentwicklung verstanden wurden, gelangte zugleich das Schreibverhalten des Autors auf die Agenda. Dieses wurde vor allem als Frage nach der Arbeitsweise des editorisch zu behandelnden Autors fokussiert, die somit als „Grundkategorie der editorischen Arbeit“ gelten konnte.¹ Zugleich wurde der Blick für den Umgang der neugermanistischen Editionsphilologie mit den Handschriften durch die Verfahren und Ergebnisse der französischen «critique génétique» bereichert und geschärft. Klaus Hurlebusch hat mit seinen Überlegungen zum ‚Autor als Schreiber‘ und zur Differenzierung von ‚werkgenetischem‘ und ‚psychogenetischem Schreiben‘ sowie zu einer aus der Analyse der ‚Arbeitsweise‘ zu entwickelnden ‚Hermeneutik textgenetischen Schreibens‘ diese Aspekte gebündelt und gezeigt, wie sich aus dem editionsphilologischen Umgang mit den Textträgern in breiterem Maße literaturwissenschaftlich zu nutzende Erkenntnisse über Schreibverfahren und Schreibverhalten literarischer Autoren gewinnen lassen.²

Von anderer Seite, nämlich nicht aus einem zuvorderst editionsphilologisch, sondern statt dessen grundsätzlich diskursanalytisch ausgerichteten Interesse arbeitet in jüngster Zeit ein Basler Team auf den literaturwissenschaftlich nutzbaren Horizont des literarischen Schreibens zu. Im Rahmen des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekts *Zur Genealogie des Schreibens. Die Literaturgeschichte der Schreibszenen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* haben Davide Giuriato, Martin Stingelin und Sandro Zanetti inzwischen drei Symposien durchgeführt. Die im besprochenen Band wiedergegebenen Beiträge des ersten Symposiums vom April 2003 thematisieren nun „Schreiben von der Frühen Neuzeit bis 1850“ (S. 21).³ Darüber hinaus darf Stingelins Einleitung (‚Schreiben‘. *Einleitung*, S. 7–21) als programmatische und konzeptionelle Vorstellung des von der Basler Forschergruppe intendierten theoretischen und praktischen Zugriffs auf das Thema des ‚Schreibens‘ gelesen werden. Wie die „Geschichte des Schreibens“, die bisher nahezu ausschließlich aus der „Perspektive seiner Semantik“ betrachtet wurde, um die – den Ansatz des Basler Trios entscheidend konturierenden – Dimensionen der „Körperlichkeit und d[er] Instrumentalität des Schreibakts“ (S. 12) erweiterbar ist, führen die von Stingelin eingangs angeführten Beispiele schlagend vor Augen.

Entscheidend wird dabei die „Inszenierung“ (S. 8) des Schreibens selbst reflektiert. So notiert Lichtenberg zu einem mit Kaffee geschriebenen Brief: „Ich hätte Blut genommen, wenn ich keinen Caffee gehabt hätte.“ Goethe begründet die Bevorzugung des Bleistifts vor der Schreibfeder bei der Konzeption von Gedichten: „es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten auf-

¹ Siegfried Scheibe: Die Arbeitsweise des Autors als Grundkategorie der editorischen Arbeit. In: *editio* 12, 1998, S. 18–27.

² Klaus Hurlebusch: Den Autor besser verstehen: aus seiner Arbeitsweise. Prolegomenon zu einer Hermeneutik textgenetischen Schreibens. In: *Textgenetische Edition*. Hrsg. von Hans Zeller und Gunter Martens. Tübingen 1998 (Beihefte zu *editio*. 10), S. 7–51.

³ Berichte über die beiden Folgesymposien sind in *editio* 18, 2004, S. 245–250, und im vorliegenden Band von *editio* abgedruckt.

weckte, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte.“ Nietzsche charakterisiert die Ähnlichkeitsbeziehung von Autor und Schreibwerkzeug, wenn er in Hinblick auf sein Schreiben auf der Schreibmaschine sagt: „SCHREIBKUGEL IST EIN DING GLEICH MIR“. Für Matthias Politycki ist das „gute alte Schreibwerkzeug“ gar „zum gleichwertigen Mitarbeiter, ach was: Co-Autor, ach was: Lebenspartner“ geworden (alle Zitate S. 7f.). Die Zitate rufen ein Doppeltes auf, nämlich die Evokation der Schreibumstände eines Autors und die autoreigene Reflexion über diese Umstände. Daher unterscheidet Stingelin – in Aufgriff der Überlegungen von Rüdiger Campe⁴ – zwischen „Schreibszone“ und „Schreib-Szene“. „Schreibszone“ meint dabei „die historisch und individuell von Autorin und Autor zu Autorin und Autor veränderliche Konstellation des Schreibens, die sich innerhalb des von der Sprache (Semantik des Schreibens), der Instrumentalität (Technologie des Schreibens) und der Geste (Körperlichkeit des Schreibens) gemeinsam gebildeten Rahmens abspielt, ohne daß sich diese Faktoren selbst als Gegen- oder Widerstand problematisch würden“; „Schreib-Szene“ das darüber hinaus führende Moment, an dem „sich dieses Ensemble in seiner Heterogenität und Nicht-Stabilität an sich selbst aufzuhalten beginnt, thematisiert, problematisiert und reflektiert“ (S. 15). Stingelin hebt dabei ausdrücklich hervor, daß „die Praxis des Schreibens, zumal als literarische Tätigkeit, nicht allgemein definiert, sondern nur historisch und philologisch im Einzelfall nachträglich re-konstruiert werden“ kann (S. 18). Insofern lassen sich die folgenden Beiträge als solche Einzelfallrekonstruktionen verstehen.

Die Aufsätze rekurren vor allem auf Autoren und Texte der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ergänzt wird dieses Spektrum durch einige weitere historische (Einzel-)Aspekte, so in Michael Stolz' Beitrag über mittelalterliches Schreiben anhand der *Parzival*-Überlieferung, wobei Stolz darauf aufmerksam macht, daß die „Körperlichkeit des Schreibens [...] im Mittelalter“ aufgrund der äußeren Bedingungen „noch stärker zu spüren gewesen sein [dürfte] als in der Neuzeit“ (S. 36). Rüdiger Campe betrachtet in seinem Aufsatz über *Gelegenheiten des Schreibens in der Lyrik der Frühmoderne* Camillo Baldis Abhandlung von 1622 *Wie aus einem Brief Wesen und Charakter seines Schreibers zu erkennen sind* als „Gründungsurkunde kritischer Schriftforschung“ (S. 56) und stellt heraus, daß seit Anfang des 17. Jahrhunderts „die Gelegenheiten als datierte Schreibakte ein selbstständiges Organisationsprinzip in den Poetiken“ werden (S. 64). Roland Reuß führt die diffizilen Beziehungen der Druckschrift zur Handschrift an typographischen Beispielen von Paul Renner, Gerrit Noordzij und Stanley Morison und den ihnen zugrundeliegenden Konzepten vor.

Die Beiträge zum 18. und 19. Jahrhundert beschäftigen sich sowohl mit einzelnen Texten oder Autoren (Heinrich Bosse zu Lenz' *Soldaten*, Davide Giuriato zu Oberlins Bericht *Herr L.*, Ralf Simon zu Jean Pauls *Siebenkäs*, Uwe Wirth zu Jean Pauls *Leben Fibels*, Wolfram Grodeck zum späten Hölderlin, Cori Mackrodt zu Hölderlins *Der Einzige*, Sandro Zanetti über Kleists Schreiben 1800–1803, Reinmar Klein über Wilhelm Müller und Marianne Schuller über Bettine von Arnims *Günderode-Buch*) als auch – vereinzelt – mit diachronen Themen (Alfred Messerli über das Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit; Jürgen

⁴ Rüdiger Campe: Die Schreibszone. In: Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Hrsg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Unter Mitarbeit von Irene Chytraeus-Auerbach u.a. Frankfurt/Main 1991, S. 759–772. Campes Aufsatz darf als Initiationstext für die Schreiben-Thematik des Basler Gruppe angesehen werden.

Link über das goethezeitliche Schreiben am Beispiel des Vorhang-Symbols). Das überwiegende Interesse der Beiträge beruht auf der innerhalb der literarischen Texte sichtbaren oder dort schon diskutierten Problematik des Schreibens, also der „Schreib-Szene“. Wie das Schreiben-Thema strukturelle Funktion erhält, mag exemplarisch Wirths Beitrag über die *Schreib-Szene als Editions-Szene* in Jean Pauls *Leben Fibels* veranschaulichen, in dem das „Verhältnis von Schreiber und Autor, von *Scripteur* und *Auteur*“ als „das dominierende Thema“ des Romans herausgearbeitet wird: „Der Roman beschreibt den Zusammenhang zwischen dem *Akt des Druckens* und der *Genese von Autorschaft*“, und zwar sowohl „auf der Ebene der *Histoire* als Modulation der *Schreib-Szene* in eine *Druck-Szene*“ („Transformation Fibels vom *Scripteur* zum *Auteur*“) wie auch als „gleichsam aufgepfropfte Modulation [...] auf der Ebene des *Discours*“, wo „Jean Paul im Rahmen einer *Editions-Szene*, die er als Regisseur beherrscht, seine eigene Transformation vom *Éditeur* zum *Auteur*“ betreibt (S. 161).

Es ist als ein großes Verdienst der Basler Forschergruppe anzusehen, der bisher vor allem linguistisch geprägten Schreibforschung nun einen veritablen Ort in der Literaturwissenschaft geschaffen zu haben. Zudem meint Frauke Berndt jedoch, „[m]it dem Arrangement der Schreibszene erobert sich die theoretisch avancierte Literaturwissenschaft von der Editionsphilologie ein Feld (zurück)“.⁵ Ein etwas differenzierterer Blick könnte dagegen zeigen, daß es weniger um ‚Eroberung‘ als um Ergänzung und wechselseitige Befruchtung gehen dürfte. Die in der Editionsphilologie schon immer virulente Frage nach der Art und Weise der Materialpräsentation in der Edition könnte vom diskursanalytischen Zugriff auf ‚Schreiben‘ neue Anregungen für die eigene Praxis wie auch für deren theoretische Konstitution erfahren. Vor allem aber dürfte sich der Editionsphilologie nachhaltiger die Aufgabe stellen, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen zur Textgenese und Arbeitsweise des Autors stärker als bisher auch diskursiv, in begleitenden Publikationen zur Edition sichtbar zu machen. Das diskursanalytische Interesse, wie es die Beiträge des vorliegenden Bandes profilieren, zeigt nämlich eine über weite Strecken zu beobachtende merkwürdige Abstinenz sowohl von jedweden praktischen Darstellungen der Textgenese in den Editionen als auch von den theoretischen Überlegungen, die aus diesen Zusammenhängen heraus entwickelt wurden. Dabei dürften insbesondere die Konzeptionen von Hurlebusch (s.o.) und diejenigen der *«critique génétique»* für diskursanalytische ‚Schreiben‘-Untersuchungen vielversprechend sein. Insofern nur die Beiträge von Groddeck und Mackrodt – jeweils zum editionsphilologisch ja besonders umstrittenen Hölderlin – überhaupt von spezifischen Problemen der Genese literarischer Texte ausgehen und damit mehr auf die „Schreibszene“ als die „Schreib-Szene“ zielen, erscheint der mögliche editionsphilologische Anteil an der Erforschung des ‚Schreibens‘ wesentlich erweiterbar. Damit ließe sich dann auch die im vorliegenden Band noch nicht austarierte Gewichtung, die vor allem das Interesse an der „Schreib-Szene“ bedient, weiter ausgleichen.⁶ Doch sei dies keineswegs als ein problematischer Mangel dieses Eröffnungsbandes der Reihe *Zur Genealogie des Schreibens* zu verstehen, sondern nur als eine – zukünftig stärker einzulösende – Option, die durch die Thematik des

⁵ In der Rezension dieses ersten Bandes der Reihe *Zur Genealogie des Schreibens* in: Germanistik 45, 2004, S. 813, Nr. 5487.

⁶ Ausgeglichenere berücksichtigt ist dieser Doppelaspekt des ‚Schreibens‘ schon bei Stephan Kammer: *Figurationen und Gesten des Schreibens. Zur Ästhetik der Produktion in Robert Walsers Prosa der Berner Zeit*. Tübingen 2003 (Hermæa. N.F. 102); s. auch die Rezension von Dirk Götttsche im vorliegenden Band von *editio* sowie diejenige von Rüdiger Nutt-Kofoth in: Deutsche Bücher 34, 2004, S. 312–315.

Bandes nachhaltiger sichtbar geworden ist. Wenn dann eine Reihe weiterer Einzelfälle zu beiden Aspekten des Schreibens vorliegt, ließen sich gerade mögliche Beziehungen von „Schreibszene“ und „Schreib-Szene“ genauer betrachten. Editionsphilologie und diskursanalytische Schreibforschung dürften von einer solchen erweiterten Nutzbarmachung ihres jeweiligen Potentials wechselseitig profitieren und zugleich der Literaturwissenschaft vielversprechende, enge Disziplinengrenzen überschreitende Ergebnisse bescheren.

Rüdiger Nutt-Kofoth

Harald Saller: Ein neues Editions-konzept für die Schriften Notkers des Deutschen anhand von *De interpretatione*. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang 2003 (Kultur, Wissenschaft, Literatur. 4), XI, 320 S.

Die Schriften Notkers des Deutschen sind nicht allein für das volkssprachliche Schrifttum des 11. Jahrhunderts, sondern insgesamt für die Geschichte der Ausbildung der deutschen Schriftsprache und der deutschen Fachsprachlichkeit von so eminenter Bedeutung, daß fortgesetzte Bemühung um die Darbietung und Aufschließung der Texte jedenfalls gerechtfertigt ist. Harald Saller legt eine Editionsprobe vor, mit der er zum einen Notkers Übersetzung und Kommentar erläutert, zum anderen ein Muster für künftige Editionen zu geben versucht.

Der Band, eine Münchener Dissertation von 2000, greift zum Teil weit über den engeren editorischen Bereich hinaus. Die Einleitung erläutert die Rezeptionsgeschichte der Aristotelischen Schrift *Peri hermeneios* über den Aristoteles-Kommentar des Boethius (6. Jahrhundert) bis hin zur Übersetzung durch Notker. Dabei hebt sie die verschiedenen Überlieferungsgengpässe hervor, so die allgemeine Problematik der Konstitution des Corpus Aristotelicum (S. 10–16), die in drei verschiedenen umfangreichen Fassungen überlieferte Boethius-Übersetzung (S. 18–21), die stotternde Rezeption der logischen Schriften in Spätantike und Mittelalter (S. 23–27). Für das weitere ist hier vor allem wichtig, in welchem Umfang Notker auf die vollständige lateinische Übersetzung des Boethius sowie auf die Kurz- oder Langfassung des Kommentars (hier: KI und KII), welche die Übersetzung zu verschiedenen Teilen enthalten, zurückgreifen konnte.

Der nächste Abschnitt (S. 31–44) listet sämtliche bisherigen Notker-Ausgaben auf und macht Angaben zu Anlage und Anliegen, wobei ein überwiegend sprachhistorisch geprägtes Interesse an diplomatischen Abdrucken konstatiert wird. Saller legt in diesem Überblick besonderes Augenmerk auf die typographische Gestaltung (S. 37f.).

Danach beginnt der editorische Teil im engeren Sinne: ein kleiner Abschnitt zu „Textkritik und Normalisierung“ (S. 45–52) erläutert, daß der gegebene Text auf dem ‚textus re-stitutus‘ der Ausgabe von King (1975) fußt; Abweichungen beruhen vor allem auf einer inhaltlich orientierten Kritik gegenüber Kings sprachlicher Normalisierung (S. 46). Weiter werden die Normalisierungsregeln von Sehr und Starck (1932ff.) wiedergegeben, welche die Grundlage für King bildeten. Eine Liste vermerkt neun Stellen, an denen die vorliegende Teiledition von Kings Text abweicht (S. 51f.), meist wird aufgrund solide begründeter neuer Bewertung gegen eine Konjekture Kings der Leithandschrift gefolgt. Ansonsten beschränken sich Unterschiede auf Details der Normalisierung und die Einfügung von Interpunktion (S. 71f.). Die Textkonstitution ist also, angesichts der Vorleistungen, der geringste Teil der Editionsprobe. Worin besteht das neue Konzept?